

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 7 (1955)
Heft: 8

Artikel: Interview mit Maria Schell in London
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-962623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

alles ist auf stilvoll-knappe Zweckmäßigkeit eingestellt. Als sehr wirksam hat sich die Anordnung des Vorführapparates zwischen Parterre und Balkon erwiesen, so daß der Lichtkegel nicht in einem Winkel von oben, sondern waagrecht auf die Leinwand trifft, weshalb das Bild für alle Zuschauer besser zu sehen ist.

Sechs Tage in der Woche spielt das Theater nur für die beitragszahlenden Mitglieder des Instituts, was es weitgehend von den Erträgen der Billettkasse unabhängig macht. Als Privatvorstellungen unterliegen diese Vorführungen auch nicht der Zensur. An Samstagen ist das Theater aber für jedermann geöffnet, wenn verhältnismäßig neuere, wertvolle Filme gezeigt werden. Das Institut zählt heute 25000 Mitglieder, ernsthafte Filmbegeisterte. Die Mitgliederbeiträge sind für die große Gegenleistung unwahrscheinlich niedrig.

Begonnen wurde seinerzeit mit der Absicht, es allen recht zu machen, wozu sich Shaws «Pygmalion» und eine Zusammenstellung, «Die Stars, welche den Stummfilm schufen», besonders empfahlen. Die Erfahrung lehrte in der Folge, die Woche in zwei Serien einzuteilen, die ständig laufen: von Sonntag bis Mittwoch der «Weltfilm», Donnerstag und Freitag «50 Jahre Film». Die erste Gruppe wird, wenn auch nicht streng, eingeteilt nach gewissen Filmtypen, «romantische», «musikalische», «Westerner», «Ballett», «Komödien», oder bringt eine Folge von Filmen des gleichen Regisseurs (René Clair, De Sica, Stroheim, Carol Reed usw.). Die zweite Serie dagegen gibt dem Programm die weitesten Möglichkeiten. Von den ersten flackernden Bildern Lumière, den großen Stummfilmen, frühen Tonfilmen und solchen, die von der Zensur verboten wurden, wird hier alles gezeigt, jeder Markstein des Filmwesens mit seinen Ablegern.

Natürlich steckt das ganze Theater noch in seiner Jugend, aber die Entwicklung ist vielversprechend, und die Vorführungen locken sehr viele Leute von den Fernsehapparaten weg. Es stellt eine beträchtliche Bereicherung für die britische Kultur dar und wird auf die künftige kulturelle Entwicklung des wesentlichen Films einen großen Einfluß ausüben.

Vom Elend der B-Filme

ZS. Das Fernsehen hat sie in Amerika eingeschränkt, aber nicht ganz beseitigt, die B-Filme. Diese nur für Zweitklass-Kinos oder kleine Ortschaften bestimmten Massenprodukte pflegt man für gewöhnlich zu übersehen. «Eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß der Zuschauer nun einmal sich nur für jene dramatischen Situationen begeistert, die an die elementarsten Gefühle appellieren», hat ein Produzent für diese Ware als Grund angegeben, die er am laufenden Band in die Bevölkerung pumpt. «Unsere Filme sollen von allen verstanden werden, nicht nur von den bessern Leuten», erklärt ein anderer. «Dazu braucht es einfache Gefühle, die Liebe, die Mutterliebe, der Glaube, die Ehre, das Vaterland. Man muß immer einen Vergleich mit der Dichtung ziehen: Es gibt Dichter, die allen zugänglich sind, andere, die man bloß in der Schule liest. Aber das will nicht heißen, daß die ersteren kleiner seien als die letzteren. Vielleicht sind die Werke derjenigen, die alle interessieren, größer als die andern. Darum suche ich mit meinen Filmen immer ein möglichst zahlreiches Publikum.»

Man kann den Drang zum Massenabsatz auch so begründen. Aber diese Ueberlegungen, ob annehmbar oder nicht, wirken sich praktisch sehr stark aus. Grob gesehen, gibt es in jedem Produktionsland heute zwei Möglichkeiten, Filme herzustellen. Entweder stellt man einen Star mit Riesengage ein, bezahlt die übrigen entsprechend, zieht den Film szenisch und technisch im gleichen Stil auf und schließt einen guten Mietvertrag ab, durch den er in alle großen Erstaufführungstheater gelangt. Oder es wird ein Film geschaffen, der nicht mehr als etwa 70 000 Franken kosten darf, der zwar die Erstaufführungstheater nicht ausschließt, aber in erster Linie die Nachspieltheater und Landkino ins Auge faßt. In Amerika gehören z. B. alle «Zorro»-Filme in die B-Kategorie. Ob der Film in die großen Theater gelangt, hängt meist von den Namen der Mitspielenden ab, aber sein Erfolg wird nicht durch diese, sondern durch die Erzählung und die ausgedrückten Gefühle entschieden. Die hochwertigen Filme mit künstlerischen Kriterien kommen nur für Erstaufführungstheater in Betracht; der Wert der B-Filme dagegen wird ausschließlich durch die Kassenrapporte bestimmt. In Italien ist dies so stark ausgeprägt, daß z. B. ein Film mit niedrigeren Kosten und wenig bekannten Initianten, ohne ganz große Stars, nie als A-Film angenommen wird; ein solcher, etwa im Stile von «The quiet-one», könnte dort gar nicht gedreht werden. Die B-Produzenten schließen in Italien auch nur mit regionalen Mietern ab, welche für den Absatz in den Kinos sorgen. Auf diese Weise wird das Risiko auf die einzelnen Regionen verteilt. Sobald das Drehbuch eines solchen Films mehr oder weniger ausgearbeitet ist, begeben sich einige Spezialisten auf die Reise zu solchen Regionalverleihern, von denen sicher eine Anzahl eine Garantiesumme leisten. Die Konkurrenz ist nämlich unter ihnen so groß, daß sie sehen müssen, wo sie die Filme herbekommen. Der Produzent erhält auf diese Weise etwa 40 Prozent seiner mutmaßlichen Kosten im voraus zugesichert. Diese Gutschriften muß er dann irgendwie in Bargeld verwandeln, was oft nur bei Wuchern möglich ist und die Filmkosten gewaltig erhöht. Sehr oft müssen die Regionalverleiher dem Produzenten auch große Anzahlungen, unter Umständen den ganzen zugesicherten Betrag, vorstrecken. Sie suchen sich dann naturgemäß möglichst bei den Kinos, welche die Filme nötig haben, schadlos zu halten. Selbstverständlich kann es vor-

kommen, daß einer auf einem ganz ungeeigneten Film (der nicht schlecht zu sein braucht) sitzenbleibt. Ein Kino will ihn entgegen der Zusicherung nach Erscheinen nicht spielen. Soll er prozessieren und dadurch den Kunden verlieren? Er braucht ihn doch für spätere Filme.

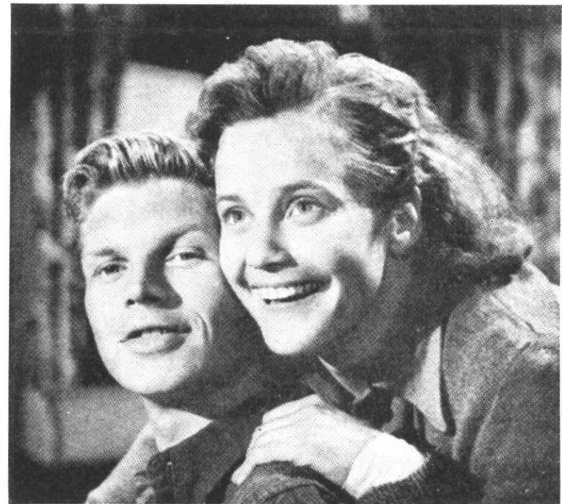
Als bedeutungsvoll für den Absatz dieser Filme hat sich der Titel erwiesen. Er muß auch für die breiten Massen ansprechbar (keine Fremdsprachen!) und klar sein und im Kunden sofort Vorstellungen und Hoffnungen über einen bestimmten Sachverhalt erwecken. Für die Schauspieler gilt, daß sie meist nicht mehr hoffen können, in einem A-Film mitzuwirken. Ungeachtet aller Talente und Fähigkeiten bleibt der B-Schauspieler deklassiert. Darum bequemt sich einer meist erst in Geldnot dazu. Leicht kommt es dann vor, daß er die Arbeit unlustig oder deprimiert leistet, was dem Film noch mehr schadet. Ein sauberes, ehrliches Handwerk ist für die kleinen Produzenten, welche B-Filme herstellen, unmöglich. Das Spekulationsrisiko ist so groß, daß alles ausgenutzt werden muß, um einen Mißerfolg zu verhindern. Aber ohne Spekulation wären zahlreiche Filme der A-Klasse nicht entstanden, weshalb man diejenigen der B-Serie nicht einfach verdammern darf. Einzelne, allerdings ganz wenige von ihnen, haben sich nachträglich als zur A-Klasse gehörend erwiesen.

So schleichen die B-Filme unauffällig ihren Weg in einer Art Halbdunkel. Sie sind eine unerfreuliche Erscheinung, aber schwer zu bekämpfen. Ob sich das Fernsehen als Korrektur erweisen wird, wie zum Teil in Amerika, bleibt abzuwarten.

KLEINER SCHNAPPSCHUSS

Interview mit Maria Schell in London

ZS. An die englischen Reporter wurde vor Beginn mittels Handzettels eine Warnung ausgegeben: «Miß Schell (welche für die englische Premiere der «Letzten Brücke» in England eintraf) werde nicht von Kleidern, Mode, Frisuren, Schmuck oder persönlichen Angelegenheiten sprechen. Dagegen werde sie über Schauspielkunst, Literatur, Theater während Stunden ohne Ende reden, solange der Frager niemals versuche, in ihre Privatangelegenheiten einzudringen.» Am Presse-Empfang kümmerte sich aber niemand darum. Ein dicker Alter griff nach dem Ärmel ihres Pelzes: «Ich weiß, was mich meine Frau fragen wird. Woraus ist er gemacht?» Miß Schell lächelte und versuchte, ihr Glas Wasser zu retten. «Nur Häute von Kleintieren. Die ge-



Maria Schell, die schweizerische Filmschauspielerin, die kürzlich in London das Interview gab, über das wir hier berichten, mit Hardy Krüger.

naue Antwort wäre mir peinlich», erwiderte sie. Einer, der sich offenbar geistreich vorkam, korrigierte sie. «Scheint eine ziemlich dicke Haut zu sein. Wahrscheinlich diejenige eines Filmproduzenten.»

Dann gelang es Maria Schell aber doch, von etwas anderem zu sprechen. Sie berichtete, an einem Film über die Slums von Berlin beschäftigt zu sein. Er hieße «Die Ratten», und sie spiele die Figur einer deutschen Flüchtlingsfrau mit polnischem Akzent darin. Nach London sei sie nur auf einen Sprung gekommen. Worauf die Photographen nach vorne drängten und sie sich in Positur werfen mußte: stehend, sitzend, kniend, an das Treppengeländer gelehnt, eine Zeitung lesend, mit und ohne Pelz, alles wurde ihr befohlen. «Sie ist wirklich sehr gelduldig», mußte selbst ein Presseemann zugeben.

Dann erzählte sie weiter. Sie sei freierwerbend, was ihr gestatte, die ihr zusagenden Rollen selbst zu wählen. «Ich bin wirklich gänzlich frei, ich habe nicht einmal einen Agenten», fuhr sie fort. Aber sie kam nicht weiter. Wieder drängte sich eine Reporterin vor, prüfte ihren Pelzärmel und stellte die gleiche Frage wie früher der Kollege. Sie bekam auch die gleiche Antwort: «Kleintiere, eine genaue Antwort wäre peinlich.» Und damit war der Empfang zu Ende.